

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 84 (1958)
Heft: 38

Artikel: Ballade vom ausgeliehenen Buch
Autor: Tschudi, Fridolin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-497957>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



In einem Kurort auf der deutschen Seite des Bodensees. Im Kursaal treten die Wiener Sängerknaben auf. Der Saal ist gefüllt, die Knaben singen mit ihren hellen Stimmen, etwas süßlich, etwas an die Sentimentalität appellierend. Draußen ist ein Gewitter aufge- zogen, es blitzt und donnert und alle Elemente sind entfesselt, durch die Fugen bläst der Sturm und die Vorhänge des Saales sind un- ruhig geworden. Ich sitze hinten auf einem Seitenplatz und be- merke, wie draußen Leute aufgeregte hin und her rennen. Ich drücke mich durch eine Türe und stehe nun draußen in der Sturmnacht. Ein Boot sei auf dem Wasser gekentert und man höre Menschen um Hilfe rufen. Die Stimme des Sturmes ist so laut, daß man Men- schenrufe gar nicht hören kann. Aber jetzt, auf einen Augenblick, sind tatsächlich Rufe hörbar. Es scheint vor allem eine Frau zu sein, die von Todesgefahr bedroht ist. Man rennt am Ufer hin und

Ballade vom ausgeliehenen Buch

*Du hast es mir noch nicht verzeihn,
daß ich dich damals ausgeliehen,
und drum bleibst du verschwunden.
Du warst kein bibliophiles Stück,
doch mein Besitzesstolz und -glück,
solid und schön gebunden.*

*Sie, die begeistert von dir war
(auch sie ein hübsches Exemplar,
gewandt in vielen Dingen
und ausgestattet mit Verstand),
versprach mir, ehe sie verschwand,
dich bald zurückzubringen.*

*Gut zwanzig Jahre sind das her.
Ich sah euch beide nimmermehr,
so sehr ich nach euch suchte.
Dann aber kam es doch so weit,
daß ich nach langer Wartezeit,
euch als Verlust verbuchte.*

*Per Zufall habe ich, und zwar
bei einem Bücherantiquar,
dich gestern früh gefunden.
Ich fiel vor Freude jedenfalls
dem Freund und Händler um den Hals.
Sie aber blieb verschwunden ...*

Fridolin Tschudi

her und ruft nach Rettungsbooten. Es heißt, die offiziellen Ret- tungsboote befänden sich in Meersburg und würden sicher zu spät eintreffen. Alles spürt, daß jetzt Menschenleben (man spricht von drei Menschen) an dem dünnen Faden der Minute hängen. Schließ- lich fahren private Boote auf die schaurige Fläche hinaus und suchen mit Scheinwerfern die Wasserwüste ab. Ein Mann löst sich aus dem Wassergrauen, steigt erschöpft an Land und berichtet, daß draußen zwei Männer und eine Frau sich verzweifelt an das gekenterte Boot klammern. Bange Minuten verrinnen und immer mehr hat man die Gewißheit, daß die Frau nicht mehr am Leben ist. (Am andern Tag fand man ihre Leiche.)

Jemand weiß es plötzlich, daß es die Mutter eines dreijährigen (oder dreimonatigen) Kindes ist. In diesem Augenblick ereignet sich fol- gendes: Das Mitleid kippt in Empörung um. Wie kann eine junge Frau, die zu Hause ein Kind im Bett liegen hat, vor einem auf- ziehenden Gewitter auf die Seefläche hinausfahren. Wie kann sie nur? Ich will nicht behaupten, diese Empörung habe den Helfer- willen geschwächt und die Menschen am Ufer hätten zornig zu kommentieren begonnen, statt sich zur helfenden Tat aufzumachen. Aber es war doch so, daß man sehr willig und sehr bereit war, vom Rettenwollen zum Kommentierenwollen hinüberzuwechseln. Irgend- wo war man froh, eine Möglichkeit gefunden zu haben, sich von der Verantwortung zu entlasten. Die junge Frau war in einem Augenblick auf das Wasser hinausgefahren, da schon jedermann am Horizonte das gefährliche Gewitter aufsteigen sah. Sie hatte also Gott versucht. Sie war verantwortungslos geworden, hatte ihr Kind vergessen und war nur noch Sportsfex gewesen. Sie hatte also das Anrecht auf Mitleid verwirkt. Und kein Mensch hatte die Pflicht, sich wegen dieser Frau in Gefahr zu begeben. Ich will nicht sagen, ich hätte ein Aufatmen durch jene Menschengruppe gehen sehen, die nun von der Pflicht, zu helfen und sich in Gefahr zu begeben, entbunden war. Das will ich nicht sagen; in dieser krassen Form wäre es wohl auch gar nicht der Fall gewesen, aber es war mit im Spiel.

Die alte Tatsache, daß Menschen in Augenblicken, die von ihnen eine mutige Tat der Verantwortung erheischen, sich mit der großen Ausrede von der Schuld des Mitmenschen entlasten, war wieder ein- mal offenbar geworden.



Ich fahre mit dem Schiff über den See und lande an einem stillen Uferort, einem Bauerndorf zwischen Obsthainen. Ein Landgasthof, die Tische unter den Kastanien, nimmt mich auf. Ich habe ein Buch zur Lektüre mitgenommen, die meinen ganzen Kopf fordert. Und etwas Papier, weil ich schreiben möchte. Es ist ein heller August- morgen. Die Schwäne durchfurchen lautlos das Wasser. Ein paar Sommerwolken stehen am Himmel. Die Stille, die in den Städten allen Torturen ausgesetzt ist, hat sich in diesen Winkel zurückge- zogen. Ich atme auf. Da läßt der Gastwirt, weil er mich erfreuen will, den Lautsprecher laufen und ein Verdi, sonst in den Kulissen eines Theaters herrlich am Platze, fällt in die Uferstille und zer- stört sie. Ich werde, wenn der Wirt unter der Türe erscheint, mich als einen Freund der Stille zu erkennen geben und er wird, weil ja kein anderer Gast anwesend ist, meinen Wunsch respektieren. Da taucht ein Pärchen auf und stellt ein Köfferchen auf den Tisch. Ein Knopf knackt und ein Radiokästchen läuft und ich habe Ame- rikas heftigsten Jazz. Bald kommt ein weiterer Wanderer und auch er stellt ein Köfferchen neben sich auf die Bank und läßt aus dem Kästchen Dudelmusik sprudeln. Daß ich nun weder auf meine Ge- danken noch auf meine Gefühle horchen kann und nicht mehr bei mir zuhause bin, mag traurig machen, aber noch trauriger macht mich die Feststellung, daß keiner dieser Köfferchenmusiker zu- frieden ist. Sie horchen gar nicht auf ihre Musik, sie haben kein Vergnügen. Mißmutig und leer hocken sie neben ihren Apparaten und kokettieren mit ihrem Besitz, der sie nicht erbaut. Die Technik schafft ein Bedürfnis, das gar keines ist. Man horcht mit dem Stumpf- sinn von Schafen auf ein Gedudel, das die Landschaft um die Stille bringt.